

Evangelisch-Lutherisches

Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. Raumann's Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Prof. A. Ernst, Watertown, Wis.; alle Wechselblätter adressire man: Gemeinde-Blatt, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelber u. s. w. sind zu adressiren: Rev. Th. Jäsel, Milwaukee.

14. Jahrg. No. 24.

Milwaukee, Wis., den 15. August 1878.

Lauf. No. 345

Wider den Zweifel an Gott und seinem Gnadenwillen.

Luther schreibt in seiner Auslegung des ersten Buches Moses beim 26. Kapitel (Leipziger Ausg. Band II, Seite 478):

Ich lasse mir es aber gefallen, daß wir aus diesem Texte Ursach nehmen zu disputiren vom Zweifel, da man an Gott und seinem Willen zweifelt. Denn ich höre, daß hin und wieder unter denen vom Adel und andern großen Herrn etwan böse Worte fallen und ausgebreitet sollen werden von der Vorsehung oder Vorwissenheit Gottes. Denn also, höre ich, sollen sie reden: Wenn ich versehen bin, so mag ich entweder Gutes oder Böses thun, ich werde doch selig werden. Bin ich aber nicht versehen, so muß ich verdammt werden, unangesehen meiner Werke. Wider solche gottlose Worte wollte ich gerne lange disputiren, wenn ich es meiner Gesundheit halber, der ich jetzt nicht fast gewiß bin, thun könnte. Denn wenn die Worte wahr sind, wie sie sich dünken lassen, so wird damit gar aufgehoben und hinweg genommen die Menschwerdung des Sohnes Gottes, sein Leiden und Auferstehung, und alles, was er gethan hat, um der Welt Heil und Seligkeit willen. Was wollen uns denn die Propheten und die ganze heilige Schrift nütze sein? Wozu dienen uns denn die heiligen Sakramente? Derohalben lasset uns nur dieß alles verwerfen und mit Füßen treten.

Dieß sind teuflische und vergiftete Pfeile, und ist eben die Erbsünde selbst, damit der Teufel unsere ersten Eltern verführt hat, da er saget: Ihr werdet sein wie Gott. Denn sie ließen ihnen nicht genügen mit der Gottheit, so ihnen geoffenbaret war, durch welcher Erkenntniß sie selig waren, sondern sie wollten in die Tiefe der Gottheit hineindringen. Denn sie haben ihm also nachgedacht, es müßte irgend eine heimliche Ursache dahinter verborgen sein, darum ihnen Gott verboten hätte, daß sie von der Frucht des Baumes, so mitten im Paradiese war, nicht essen sollten: dieselbige Ursache wollten sie wissen. Gleichwie diese Leute jegiger Zeit auch davon reden, was Gott versehen hat, das muß geschehen; darum ist es alles ungewiß und vergeblich, daß wir uns um die Religion oder unserer Seelen Seligkeit viel bekümmern wollten. Es ist aber dir nicht befohlen, das du davon urtheilen sollst. Denn das Urtheil und Gerichte Gottes ist unerforschlich.

Warum zweifelst du oder verwirfdest den Glauben, den dir Gott geboten hat? Denn wozu dient es, daß Gott seinen Sohn gesandt hat, daß er für uns leiden und gekreuziget sollte werden? Wozu ist es nütze gewesen, daß er hat die heiligen Sakramente eingesezt, wenn es alles ungewiß und gar vergeblich ist zu unserer Seligkeit? Denn sonst, wo jemand wäre versehen worden, der wäre ohne den Sohn, und ohne die Sakramente oder die heilige Schrift selig geworden. Derohalben so muß Gott nach dieser Leute Väterung ein gräulicher Narr sein gewesen, daß er seinen Sohn gesandt hat, das Gesetz und Evangelium gegeben, und die Apostel gesandt hat, wenn er nur alleine das hat haben wollen, daß wir sollten ungewiß sein und daran noch zweifeln, ob wir selig oder verdammt sollten werden.

Aber dieß ist des Teufels Gespenste und Betrug, dadurch er sich unterstehet uns zweifelhaftig und ungläubig zu machen, so doch Christus darum in die Welt ist gekommen, daß er uns der Seligkeit hat wollen ganz gewiß machen. Denn es muß endlich auf solche lästerliche Meinung folgen entweder Verzweiflung oder Verachtung Gottes, der heiligen Bibel, der Taufe und aller göttlichen Wohlthaten, damit er uns hat stärken wollen wider den Zweifel, und daß wir ja unserer Seligkeit nicht sollten ungewiß sein. Denn die Lasterer werden doch zuletzt mit den Epicuräern sagen: Lasset uns im Saufe leben, essen und trinken, wir werden doch sterben müssen: sie werden, wie die Türken pflegen zu thun, mit freveltem Dursie in das Schwert und Fener fallen, sintemal, wie sie meinen, die Stunde schon bestimmt ist, darinnen du entweder niedergeleget und geschlagen werdest, oder aber davon kommen mügest.

Gegen diesen Gedanken aber soll man das wahre und gewisse Erkenntniß Christi halten, gleichwie ich oft vermahne, daß es fürnehmlich nütze und nöthig sei, daß ja das Erkenntniß Gottes in uns möge gewiß sein, und daß wir es im Herzen gewiß fassen und feste daran hängen. Denn sonst wird unser Glaube vergeblich und umsonst sein. Denn wo Gott seine Verheißungen nicht gewiß hält, so ist es mit unserer Seligkeit gar verloren. Da hingegen dies unser Trost ist: Obwohl wir geändert werden, daß wir zu dem unsere Zuflucht haben, der nicht geändert wird, sondern immer beständig

bleibet. Denn also saget er von ihm selber im Propheten Maleachi im 3 Cap. v. 6: Ich bin der Herr, der nicht lüget. Und St. Paulus saget Röm. 11, 29: Gottes Gaben und Berufung lassen sich nicht ändern. Darum habe ich in meinem Buch de servo Arbitrio, wieder Erasouum, und andern Orten mehr also gelehret, daß man es unterscheiden soll, wenn man handelt vom Erkenntniß der Gottheit, oder ich möchte es wohl lieber nennen subjectam Divinitatis. Denn man muß entweder disputiren de Deo abscondito, das ist, von dem verborgenen Gott, oder aber de Deo revelato, das ist, von dem Gott, der sich uns geoffenbaret hat. Von Gott, so ferne er nicht geoffenbaret ist, da ist kein Glaube und kein Erkenntniß, und man kann von solchem Gott nichts wissen, und da muß man sich nach dem Spruche halten: Quae supra nos, nihil ad nos, was über uns ist, das gehet uns nichts an, wir sollen uns damit nicht bekümmern. Denn solche Gedanken, die über oder außerhalb der Offenbarung Gottes etwas zu hoch forschen wollen, sind gar teuflische Gedanken, damit man anders nichts mehr ausrichten kann, denn wir uns selber in das Verderben hineinstürzen: Denn sie halten uns solchen Gegenwurf für, der unerforschlich ist, nämlich Gott, der nicht geoffenbaret ist. Man lasse viel lieber Gott seine große Geheimnisse im Verborgenen behalten. Wir dürfen uns darum so sehr nicht bemühen, daß uns dieselben sollten geoffenbaret werden.

Moses begehret auch, daß ihn Gott sein Angesicht oder Herrlichkeit wollte sehen lassen, aber der Herr antwortete ihm darauf also: Du wirst mir hinten nach sehen, aber mein Angesicht kann man nicht sehen. Denn dieser Fürwitz ist die Erbsünde selbst, dadurch wir getrieben und gereizet werden, daß wir durch natürliche Speculation einen Weg suchen zu Gott. Es ist aber eine große Sünde, und ist ein unnütze und vergeblich Ding, daß man sich dessen unterstehen will. Denn also spricht Christus Joh. am 6: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Darum wenn wir zu dem Gott treten, der sich nicht geoffenbaret hat, so ist da kein Glaube, kein Wort, oder gar keine Erkenntniß. Denn es ist ein unsichtbarer Gott, den wirst du nicht sichtbar machen.

Urbanus Rhegius.

I.

Seine Jugendjahre.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ehre schauet an und folget ihrem Standen nach. Ebr. 13, 17.

Zu den Reformatoren, die sich Gott erwählt sein theures Wort wieder auf den Leuchter zu stellen und durch dasselbe vielen Seelen den Weg des Heils zu zeigen, gehört auch Urb. Rhegius, ein Zeitgenosse Dr. M. Luthers. Da es uns Luthernern wohl geziemt unsere Reformatoren zu kennen, da ihre Lebensbilder wohl geeignet sind uns zur Lehre und zur Beförderung im gottseligen Wandel zu dienen, so sei denn auch das Bild dieses Gottesmannes kurz gezeichnet nach der im Ganzen trefflichen Darstellung seines Lebens und Wirkens von Dr. Uhlhorn.

Urb. Rhegius wurde im Mai 1489, also 6 Jahre später als Luther, geboren. Sein Geburtsort ist Langenargen am nördlichen Ufer des Bodensees. Von seinen Eltern sind die Nachrichten sehr dürftig. Nach Mittheilung von Ernst Rhegius (Sohn von Urb. Rhegius) ist er „von schlechten (schlichten), aber dennoch frommen und christlichen Eltern“ geboren. Das ist alles was wir von seinem Vater wissen, der auch wahrscheinlich früh gestorben ist. Seine Mutter führte ihm später den Haushalt. Sein früherer Familienname war Rieger, den er später in Rhegius umwandelte, was ja dazumal häufig geschah.

Seinen ersten Unterricht genoss Urb. Rhegius in dem nicht weit entfernten Lindau, wo sich damals eine blühende Schule befand. Von dort bezog er die Universität Freiburg im Breisgau, wo wir ihn 1508 finden. Während seiner Studienzeit daselbst wohnte er im Hause des Professors der Rechtsgelahrtheit Jasius. Dieser Mann war nicht nur gelehrt, bieder und fest, sondern auch gottesfürchtig, so daß er die Schüler, die er in Kost hatte, zu kirchlichem und sittlichem Leben anhielt. Er schreibt z. B. an einen Freund, der bei ihm einen Studenten in Kost zu haben wünscht: „Was es zu essen giebt, weis du, bald kärglicher, bald reichlicher. Meine Hauszitte kennst du auch. Er muß die Kirche fleißig besuchen, sich zu Hause halten, besonders des Nachts, meine Hausgenossen nicht beleidigen und was das mehr ist. Seines Studiums will ich mich mit aller Treue annehmen.“ — Gewiß war es eine große Wohlthat in dem Hause eines solchen Mannes zu wohnen, um so mehr, da auch viele Gelehrte mit Jasius verkehrten und es an wissenschaftlicher Anregung nicht fehlte.

Rhegius studirte dann auch fleißig und stahl dem lieben Gott den Tag nicht ab und zwar zunächst legte er sich auf die Rede- und Dichtkunst. Seine Lehrer waren außer Jasius noch Hieronimus Baldung, Wolfgang Capito und Johannes Rhegius, unter denen sich letzterer namentlich durch sittliche Würde und Gelehrsamkeit auszeichnete. Diesem schloß sich Urb. Rhegius eng an, und eine innige Freundschaft entstand zwischen ihnen. Ebenfalls war sein Verhältniß zu seinem Lehrer Capito ein sehr freundliches, wie es denn auch bis ans Lebensende blieb, weil auch Capito sich später der Reformation zuwandte, gegen welche alle anderen Lehrer des Rhegius später eine feindliche Stellung einnahmen.

Im Jahre 1510 wurde Rhegius Baccalauius. — Hier in Freiburg lernte er auch einen Mann kennen, dessen Name später sehr berüchtigt worden ist: Joh. Meyer von Eck, gewöhnlich Eck oder Dr. Eck genannt. Derselbe war 16 Jahre alt nach Freiburg gekommen, hatte erst Rechtswissenschaft, dann Theologie studirt und hielt von 1508 daselbst über Theologie Vorlesungen. Es war ein hochmüthiger, hochfahrender Geist, der sich namentlich auf seine Disputirkunst nicht wenig einbildete und nach dem Ruhm eines unbesiegbaren Disputators trachtete. Durch seine mit Scharfsinn verbundene Kunst des Disputirens zog er die Aufmerksamkeit der Universität auf sich. Sein Hochmuth hinderte ihn jedoch sich den Anordnungen der akademischen Behörden zu fügen, er gerieth mit denselben in Conflict und brach ohne Gewissensbedenken den Hausarrest, womit er belegt war, worauf er Freiburg verließ und nach Jngolstadt ging, wo er 1510 Professor der Theologie wurde.

Auch unser Urb. Rhegius fühlte sich mächtig von Eck angezogen. Er hielt ihn für einen außerordentlichen Gelehrten, (was er aber keineswegs war,) für einen tüchtigen Professor und den größten Disputator. Die Anhänglichkeit an Eck, die in den nächsten Jahren noch stärker wurde, und ihn veranlaßte sich des Eck in einem satyrischen Gedichte anzunehmen, als derselbe mit den akademischen Behörden in Freiburg in Conflict gerathen war, erklärt sich recht hauptsächlich aus der starken Neigung zum Ehrgeiz und Hochmuth, die sich bei Rhegius in seiner Jugend findet.

Nachdem Eck in Jngolstadt Professor geworden war, hielt es auch unser Rhegius nicht lange mehr in Freiburg aus. Im Jahre 1512 zog er auch dorthin. Zum Magister geworden, setzte er hier eifrig seine Studien fort. Allein seine Mittel waren gering, und ein Amt hatte er bis jetzt noch nicht. Um einige Einkünfte zu erzielen, nahm er junge adelige Schüler in sein Haus auf. Als auch dies nicht den erwünschten Erfolg hatte, ließ er sich, jedenfalls unmutig geworden, als Landsknecht anwerben und wurde nun täglich auf dem Exercirplatz eingeübt. Hier fand ihn eines Tages zu seinem großen Erstaunen Eck (Dr. Eck? oder der Kanzler Leonhard Eck?) der ihn von seiner Landsknechtschaft losmachte und seine Verhältnisse ordnete. Durch Ecks Verwendung erhielt er auch bald darauf in Jngolstadt eine Professur der Rede- und Dichtkunst.

Der Aufenthalt in Jngolstadt war für Rhegius nicht ohne Nutzen, aber auch nicht ohne Gefahr. Viele Anregung zum Studiren gab ihm der Umgang mit gelehrten Männern und namentlich der Anschluß an die gelehrte Gesellschaft, die daselbst 1516 gegründet wurde, und die sich hauptsächlich mit geschichtlichen Studien befaßte. Fleißig studirte er weltliche Wissenschaften, allein sie genügten seinem Herzen nicht; sie ließen es leer. Aus eigenem Antrieb fing er daher seit 1512 an neubebei Theologie zu studiren. Da er nun so sehr an Dr. Eck hing, den er nicht selten auf seinen Disputationsreisen begleitete, so war große Gefahr für ihn vorhanden sich Ecks Theologie anzueignen, wie es damals allerdings auch den Anschein hatte. Ferner brachten die vielen Ehren, die ihm hier zu Theil wurden, Gefahr, gleich Dr. Eck, in Hochmuth zu verfallen. Als der Herzog von Baiern den damals sehr berühmten Erasmus für die Universität

Jngolstadt zu gewinnen suchte, wurde Rhegius mit den Verhandlungen betraut, was für eine große Ehre erachtet wurde. — Noch größere Ehre wurde ihm zu theil, als im Jahre 1517 (dem Jahr des Anfangs der Reformation) der Kaiser Maximilian ihn in Gegenwart vieler gelehrter Männer zum Dichter und Redner öffentlich krönte. Was war natürlicher, als daß sein Herz durch diese und viele andere Ehren und Schmeicheleien eitel wurde, was, wie namentlich seine Gedichte aus jener Zeit, worin er auch häufig Dr. Eck und seine Werke pries, bezeugen, leider auch geschah. — Allein der treue Gott, der aus ihm ein gesegnetes Werkzeug zur Arbeit in seinem Weinberg machen wollte, hatte Mittel und Wege ihn zu rechter Selbsterkenntniß und damit zur Demuth zu bringen.

In Jngolstadt blieb Rhegius 6 Jahre. Die Zeit, die ihm seine Vorlesungen frei ließen, benutzte er zu fleißigem Studium. Hier verfaßte er auch im Jahre 1518 seine erste theologische Schrift über die Priesterwürde, die seine Stellung in der Lehre klar ausspricht. Er ist ein strenger Katholik; echt römisch ist seine Lehre. Er preiset das Priesterthum hoch. Der Priester, sagt er, steht Gott am nächsten, insonderheit, wenn er bei der Feier des heil. Abendmahls Brod und Wein in Leib und Blut Christi verwandelt, das schafft er, ähnlich wie Gott. — Scharf tabelt er diejenigen, welche die Priesterwürde oder gar den Papst angreifen, womit er wahrscheinlich auf Dr. Luther zielt, der ja schon ein Jahr zuvor die 95 Sätze veröffentlicht hatte. Wer hätte damals ahnen können, daß er nach langer Zeit mit demselben Luther an dem Reß des Evangeliums würde ziehen!

Im Jahre 1518 trat Rhegius in den Priesterstand und wurde in Constanz geweiht. Bald darauf, zu Anfang des Jahres 1519, verließ er Jngolstadt und ließ sich bleibend in Constanz nieder. Hier in Constanz, dem alten Bischofsstuh, der Stadt, in welcher Joh. Fuß den Märtyrertod erlitten, trat nun Rhegius in ganz andere Verhältnisse. Mit den dort wohnenden Geistlichen und gelehrten Männern kam er bald in nähere Beziehung. Der dortige Bischof war Hugo von Bandenburg, obgleich selbst ungelehrt, doch ein Freund der Wissenschaften. Er suchte auch auf seine Weise das kirchliche Leben seines Sprengels zu fördern. Seine bischöflichen Verordnungen lassen erkennen, wie es mit dem Leben der Priester bestellt war. Er beklagt sich, daß die Geistlichen ohne Ehen Weisheitsfrauen halten, dem Karten- und Würfelspiel ergeben sind, sich Gewinnes halber in den Wirtschaftshäusern unter lächerlichen Gesellen herumtreiben, Händel und Kaufereien anfangen und Gott und die Heiligen mit Fluchen lästern; andere sich dem Trunk ergeben, Waffen und unziemliche Kleider tragen und die Frauenklöster besuchen. — (Wahrlich, wir haben viel Ursach dem Herrn unsern Gott zu danken, daß wir von solchen heidnischen Greueln erlöset sind!)

Ferner war in Constanz Joh. Faber, der später so erbitterte Feind der Reformation und Bischof von Wien, der aber damals dem Treiben des Wittenberger Mönches noch ziemlich gleichgültig zusah. Faber war ein großer Freund gelehrter Männer, die ihn häufig besuchten und stets freundliche Aufnahme bei ihm fanden, z. B. Erasmus, Decolampad, Zwingli, Rhegius und andere. —

Ferner wohnte dort der Domherr Joh. Bogheim, ebenfalls ein großer Freund von gelehrten Männern, mit denen er viel verkehrte, und der fast nur der Wissenschaft lebte. Dieser Bogheim nahm anfänglich ganz entschieden für Luther Partei, namentlich seit seiner Disputation mit Dr. Eck im Jahre 1509, und suchte Luther und seine Schritte den andern, namentlich Faber gegenüber zu vertheidigen.

Unser Rhégius war damals durchaus kein Freund von Luther. Dagegen trat er im März 1519 mit Zwingli in freundschaftliche Beziehung. Indes konnte seinem aufrichtig nach Wahrheit forschenden Geist unter Gottes Gnadenbeistand auf die Länge nicht verborgen bleiben, wer recht lehre nach der Schrift, der Papst, Zwingli oder Luther. Man ist nun begierig zu erfahren, wie er zu der Erkenntniß kam, daß Luthers Lehre die der heil. Schrift sei, allein grade aus dieser Zeit seines Lebens sind die Nachrichten am allerdürftigsten. Zu Anfang 1520 schreibt Bogheim von Rhégius, daß derselbe „kühl“ von Luther und den Seinen rede. Im März desselben Jahres schreibt Bogheim an Luther u. a.: „Urbanus Rhégius grüßt dich, gelehrter Martinus, und um so mehr wird er dir als Freund gelten müssen, weil er nicht durch plötzlichen Affect, sondern durch ruhiges Urtheil bewogen ist, dich zu lieben.“ — Aus diesen Worten Bogheims ersieht man, daß Rhégius schon damals ein ernster und gewissenhafter Mann war, der nicht über Nacht seine Anschauung und Ueberzeugung änderte, sondern alles ruhig erwog, sorgfältig prüfte, dann aber auch dem als recht erkannten zufließ und treu und fest zu der erkannten Wahrheit stand.

Später (1533) schreibt Rhégius: „Ich habe nicht im plötzlichen Affect, sondern nach reiflicher Erwägung diesen Weg der Lehre betreten, und das damals, als ich, schon einige Jahre Doctor, die scholastische Theologie und die Väter eben nicht im Traum gelesen habe.“

Im Sommer 1520 erhielt er einen Beruf von Augsburg, und nachdem er in Basel um Michaelis Doctor der Theologie geworden war, ging er gegen Ende des Jahres dem erhaltenen Beruf gemäß nach Augsburg, um daselbst im Weinberg des Herrn, unter vielen Kämpfen, die seiner warteten, zu arbeiten. B—u.

Am Rande des Abgrunds.

Nach M. Claudius.

(Fortsetzung.)

Auf Asta wirkte es wie ein Wiegenlied, Unico machte es leben. Das Kind, das Noth und Mangel früh gereift, ahnte hinter dem Narrenspiel fürchterlichen Ernst. — Der Sang seiner Mutter wurde ihm zur Todtenklage. Was er längst vergessen hatte, erwachte. Er sah sich mit seinem Vater am Sarge des Großvaters stehen, und seine Großmutter hörte er beten:

„O Herr laß Deine lieb' Engelen
Am letzten End' die Seele mein
In Abrahams Schooße tragen.
Den Leib in seinem Schlaf' ämmerleia
Gar sanft ohn' einige Qual und Pein
Ruhn b's zum jüngsten Tage.“

Alsdann vom Tod erweckt mich,
Daß meine Augen sehen Dich
In aller Freud', o Gottes Sohn,
Mein Heiland und mein Gnadenhron.
Herr Jesu Christ, erhöre mich,
Ich will dich preisen ewiglich“

Seine Lippen öffneten sich zu einer Frage! aber seine Mutter hörte nicht und sie verstand nicht, was durch ihres armen Knaben Seelen zitterte. —

Während dessen war Philipp noch einmal durch die Straßen geeilt, diesmal fühlte er die Kälte nicht. Es brannte zu heiß in seinem Innern. Er trat in den Laden des Uhrmachers. Er wollte seine Uhr verkaufen. Es war nicht mehr die mit Brillanten besetzte, die ihm die Stunden seines Künstlertriumphes geschlagen, es war die alte Erbuhr des Vaters. Aber der Erlös aus ihr reichte immerhin für diesen letzten Abend und sie brauchte er nicht mehr. Seine Stunden hatten ausgeschlagen und die letzte genoß er besser, ohne ihre Minuten zu zählen. —

Von dem Uhrmacherladen ging er zum Kaufmann, von da in verschiedene Apotheken und Droguenhandlungen. Daß der letzte köstliche Trank auch so viel Mühe kostete! Seine müden Füße trugen ihn kaum noch. —

Fetzt endlich hatte er seine Wohnung wieder erreicht. Die schrecklichen Treppen waren erstiegen zum letzten Mal.

Ei, und hier oben war es warm. Das Fest hatte schon begonnen.

„Das hast Du gut gemacht, Octavie. Die Opfer sind geschmückt, das Concert kann beginnen.“

Zünde die Lichter an. So, und nun eßt und trinkt. Ihr habt zum letzten Mal gefroren, gehungert und gedurstet“ Hastig ergriff Philipp ein Glas, und in hastigen durstigen Zügen trank er es aus, eins, und noch eins, und wieder eins. Und Octavie folgte seinem Beispiel, während sich die kleine Asta gierig auf die Speisen stürzte. Unico allein rührte nichts an.

„Unico, starre nicht so. Sei lustig, Knabe, und trink!“

Und damit zwang ihm Philipp ein Glas in die Hand.

„Auf ein sanftes Schlafkammerlein. Siehst so müde aus, armer Junge! Und jetzt ans Spiel! Bin ein Phantast, ein Schwärmer auf dem Clavier gewesen, kein echter Künstler. Ich fürchte, die Welt hat Recht. Aber doch kann ich in Tönen allein aussprechen, was da in mir gährt und braust. Noch einmal sollen die alten Zauberklänge Dich und mich berauschen, Octavie!“

Er setzte sich an das Instrument. Seine Finger irrten unsicher über die Tasten. Ach, gab es denn auch in der Musik keinen Ton für das, was in ihm tobte? Wo war der Freudenklang, der die Qual und Verzweiflung darinnen erstickte? Da schlich sich Unico hinter des Vaters Stuhl.

„Papa, spiele Großmama's Lied: „Ach Herr, laß Dein lieben Engelen.““

Philipp zuckte krampfhaft zusammen. Eine jähe Röthe stieg in seine bleichen Wangen; dann rang sich ein Laut, halb Schrei, halb Schluchzen aus seiner Brust.

„Herzlich lieb hab ich Dich, o Herr!“

„Ja, ja, Papa,“ rief Unico lebhaft. „Das

ist's, das meine ich. Kennst Du's nicht mehr? Ich will's Dir singen.“

Das Kind hatte einen Ausdruck gefunden für das, was seine junge Brust preßte.

Seine Stimme klang klar und rein.

„Herzlich lieb hab' ich Dich, o Herr,
Ich bitt', wollst sein von mir nicht fern
Mit Deiner Güt' und Gnaden.
Die ganze Welt nicht freuet mich,
Nach Himmel und Erd' nicht frag ich,
Wenn ich nur Dich darf haben.
Und wenn mir gleich das Herz zerbricht,
So bist Du doch mein Zuversicht,
In Heil und meines Herzens Trost,
Der mich durch sein Blut hat erlöst.
O Jesu Christ, mein Gott und Herr,
In Schanden laß mich nimmermehr.“

Philipps Haupt sank tief auf seine Brust bei dem Klang der süßen Kinderstimme, bei der Melodie, die sein eigen Kinderleben durchklingen hatte. —

Ach daß sie die Kraft gehabt hätte, ihn aus der Tiefe empor zu ziehen! Aber für ihn gab es keine Rettung. Er war in Schanden und ging in Schanden unter.

„Philipp!“

Wieder war es der Schrei seines Weibes, der ihn wie ein scharfes Messer traf. Er wandte sich zu ihr und begegnete ihren wirren fieberheißen Blicken.

„Das Kind singt unsern Grabgesang, nicht wahr?“ flüsterte sie geheimnißvoll. „Gieb schnell Deinen Trank, mir wird so bange!“

Schwankenden Schrittes erhob sich Philipp. Mit unsicherer Hand ergriff er den Becher auf des Tisches Mitte, der den letzten Trank enthielt.

Einen Augenblick starrte er auf die dunkle Flüssigkeit, die seine Höhlung füllte, dann hob er ihn an die Lippen.

„Philipp!“

Diesmal war es nicht die Stimme seines Weibes, ihr Klang war ihm fremd geworden, und doch traf er ihn wie der Ruf seiner Mutter — der Becher entglitt seiner zitternden Hand und da lag er, seinen Inhalt verschüttend, in tausend Scherben am Boden.

Gott sei Dank!

„Gott sei tausendmal gedankt, daß ich Euch gefunden habe. Philipp, Octavie, wollt Ihr mir nicht guten Abend sagen?“

„Ise!“

Philipp sank auf seinen Stuhl zurück, sein Angesicht mit beiden Händen deckend. Er konnte nicht in diese guten Augen schauen, noch Rechenschaft geben von den vergangenen Tagen, von diesem letzten entscheidenden Augenblick! — Octavie dagegen hatte schweigend geduldet, daß die treuen Arme der Jugendfreundin sie umschlangen, und sie mit starren Augen verwundert angeblickt. — Nur Unico verstand. Er fühlte sich gerettet und sein junges Herz hob sich in heißem Dank.

„Tante Ise, ich kenne Dich, und ich habe Dich so lieb,“ rief er in überströmender Zärtlichkeit.

Und Ise?

Ach, ein einziger Blick auf diese Festgruppe hatte ihr gezeigt, daß Elend und Verzweiflung ihren Höhepunkt erreicht hatten, und nur Gott

allein noch helfen konnte. Aber wollte der nicht immer Arzt und Helfer sein? —

V.

Es war dieselbe Stadt, und Sommerzeit.

Philipp schritt durch die Straßen nach beendetem Tagewerk. Er war müde und seine Wangen bleich, aber seine Erscheinung war doch eine andere als vor vier Jahren. Sein Leben war Arbeit und Mühe — aber es hatte auch seine Freudenblumen, ob auch anderer Art als früher. Er hatte seine Wohnung, eine Amtswohnung mit einem Gärtchen davor erreicht, denn seit Jahr und Tag war Philipp Organist an der Stadtkirche, und einen besseren hatte die Kirchengemeinde noch niemals gehabt, so sagten Alle.

Jetzt hatte er das Gärtchen durchschritten, und jubelnd klang es ihm entgegen:

„Papa, lieber Papa.“

Es war sein kleines Mädchen, welches zu ihm sprang.

Das war in der That kaum noch dasselbe Kind, als das es vor vier Jahren erschien. Damals ein verkommene Pflänzchen, war es jetzt eins, das Luft und Sonnenschein vollauf besaß. Philipp bückte sich und strich liebevoll über seiner Tochter Haupt.

„Du, mein liebster Stern! Gott segne Dich.“

Und jetzt lächelten die ernstesten Lippen.

Er nahm die Kleine bei der Hand und schritt mit ihr über die Schwelle. — Wie anders sah es jetzt in seiner Wohnung aus! Sie ließ sich weder mit der vergleichen, die er vor vier Jahren inne gehabt, noch mit der aus der glänzenden Zeit seines Lebens, — denn Beide hatten nicht gefehlt, was die Hauptzierde der jetzigen war: Sauberkeit und Ordnung, das trauliche Walten der Hausfrau. Jetzt war sie der Herd, an dem der Mann gern ruhte nach des Tages Last und Mühe. Philipp's Nägel wurden noch heller, als er grüßend zu der Frau am Fenster trat. Octavie, der glänzende Schmetterling, der, als wir sie zuletzt sahen, einer häßlichen Ranpe glich, hatte abermals eine Wandlung erfahren. Sie glich weder ihrem ersten, noch ihrem zweiten Bilde — sondern einer schlichten Hausfrau und Mutter der guten alten Zeit. Ob sie ihm so gefiel? Gewiß ist, daß er nicht mit solcher Hochachtung zu ihr aufblickte, als noch Jugend und Schönheit und Reichthum ihr eigen waren. Was sie jetzt war, war sie nach hartem Kampf geworden, tägliche kleine und große Opfer.

(Schluß folgt.)

Aus der Kirchengeschichte.

Gregor VII.

Diesmal nennt die Ueberschrift keinen heiligen, um die wahre Kirche verdienten Mann, sondern den, der mehr als alle vor ihm gethan hat, dem römischen Papstthum den Character des Antichrists aufzudrängen. Schon in der vorigen Erzählung wurde hervorgehoben, daß sich die römische Kirche weit von Gottes Wort entfernt hatte, daß sie so äußerlich, weltlich und gesellich geworden war; wir mußten es beklagen, daß selbst die edelsten und frömmsten Männer, wie Bonifacius keine reinere evangelische Erkenntniß hatten. Damals zeigte sich recht, wenn Gottes Wort nicht lau-

ter und rein gelehrt wird, daß es dann unmöglich ist durch andere Mittel, etwa durch gesellichen Zwang, christliches Leben und Tugend zu erhalten. Sehen wir die frömmsten Männer schon in gefährlichen Irthümern, so läßt sich wohl denken, daß es bei anderen noch viel schlimmer ausfah. Zu der That war das Leben der Kirche zu jener Zeit in die traurigste Verwilderung gerathen. Die geistlichen Würden wurden für Geld verkauft und dadurch eine Menge unwürdiger und unfähiger Menschen ins Lehr- und Seelsorgeramt gebracht, die anstatt die Heerde Christi zu weiden, sich selber pflegten oder thaten, was nicht ihres Amtes war. Die Bischöfe waren weltliche Herren geworden, die die Kriegs- und Jagdkunst meist besser verstanden als den Katechismus. Das christliche Volk verfiel bei solcher Leitung immer mehr in Aberglauben und Werkdienst. Auf dem sogen. Stuhl Petri saßen die unwürdigsten Subjecte, Menschen, die in den unmäßigsten Lastern lebten. Die weltlichen Herren machten sich vielfältiger roher Uebergriffe ins geistliche Gebiet schuldig, wodurch sie die kirchliche Verwirrung vermehren halfen. — Da war gewiß dem Antichristen der Weg bereitet, dem Menschen der Sünde, der sich jetzt über alles, was Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich jetzt in den Tempel Gottes, als ein Gott und giebt vor, er sei Gott, der nach der Wirkung des Satans mit allerlei lügenhaften Zeichen und Wundern kommt 2. Thess. 2, 3-12, und der Papst, der sich von Gottes Wort losgerissen hatte, konnte es vor allen Gläubigen immer deutlicher zeigen, daß er dieser Antichrist ist. Dazu hat aber kaum einer so viel beigetragen, als der in der Ueberschrift genannte Gregor VII.

Der Familienname dieses Mannes war Hildebrand. Er war eines armen Zimmermanns Sohn, geboren zu Siena im Toskanischen. Da er sehr begabt war, erhielt er zu Rom eine sorgfältige Ausbildung. Darnach lebte er einige Zeit in dem durch seine Gelehrsamkeit berühmten Kloster Clugny in Frankreich, dessen Abt er wurde. Darauf nahm ihn der Papst Leo IX. als Rathgeber mit nach Rom und er blieb von da an auch unter den folgenden Päpsten päpstlicher Rathgeber, bis er selbst Papst wurde.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Hildebrand ein sittlich reines und kirchlich strenges Leben führte und daß ihn der tiefe Verfall der Kirche schmerzte. Dabei war er aber äußerst herrschsüchtig und herzlos, von starrem unbeugsamem Gemüth und ohne rechte Erkenntniß des göttlichen Wortes. Schon als geistlicher Rathgeber machte er es zu seiner Lebensaufgabe, die Kirche nicht bloß von aller weltlichen Macht frei zu machen, sondern über alle weltliche Macht zu erheben und sie dadurch in ihrer Reinheit und Würde darzustellen. Wenn nun manche, auch protestantische, Schriftsteller um der persönlichen Eigenschaften Hildebrands willen das Urtheil zu hart finden, wenn auch auf ihn und sein Bestreben das Bekenntniß unserer Kirche angewendet wird, daß der Papst der rechte, große Antichrist sei, so ist das bloß ungöttliche Weichlichkeit. Alles was Hildebrand that, um die Kirche nach seinem Sinn zu Macht und Größe zu bringen, ist dem Worte Gottes schmerzhaftes zuwider und gerade vom Antichristen geweiht. Darum dürfen wir unser Urtheil nicht durch seine persönlichen Eigenschaften bestechen lassen, da wir ja auch nur über

sein Werk, nicht über seine Person zu richten haben.

Gleich als Hildebrand der Rathgeber Leo IX geworden war, ging er auf sein Ziel los. Leo war vom deutschen Kaiser Heinrich III. eingesetzt worden. Hildebrand machte ihn darauf aufmerksam, daß er der Kirche etwas vergeben habe, indem er die geistliche Macht aus weltlichen Händen nahm und bewog ihn, daß er sich erst noch nach altem Gebrauch vom Volk und den Geistlichen zu Rom erwählen ließ. Während der ganzen Regierungzeit Leos spornte Hildebrand diesen Papst an, daß er nicht bloß eingerissene Mißbräuche bekämpfte, sondern namentlich alle möglichen Gerechtigkeiten der Kirche zu ihrem meist zeitlichen Vortheil geltend machte. Auch die weltliche Macht des Papstes in Italien suchte er auszudehnen.

Nach Leos frühzeitigem Tode hätte Hildebrand schon Papst werden können; da aber der thatkräftige Kaiser Heinrich III. noch lebte, schien ihm die Zeit noch nicht günstig zur Durchführung seiner eigentlichen Pläne und er verzichtete deshalb noch auf diese Würde und ließ den Kaiser unbehelligt Victor II. auf den römischen Stuhl erheben, den er aber auch vermochte, daß er sich noch von den Römern erwählen ließ. Doch konnte Hildebrand auf diesen Papst, der treu zum Kaiser hielt, sonst keinen Einfluß gewinnen. Desto größeren Einfluß übte er auf den folgenden Papst Stephan IX. und noch mehr auf Nicolaus II., da mittlerweile Heinrich III. gestorben war und das Reich seinem unmündigen Sohne Heinrich IV. hinterließ.

Nicolaus II. war eigentlich nur dem Namen nach Papst: Hildebrand regierte gänzlich durch ihn. Bald brachten sie einen Kirchenversammlungsbeschuß zu Stande, daß künftighin kein Papst durch den Kaiser oder das römische Volk erwählt werden dürfe, sondern nur durch die römische Geistlichkeit. Die 7 Bischöfe und 28 Hauptpfarrer des römischen Sprengels wurden daher zu Cardinälen erhoben und durch dieses Cardinalcollegium sollte nun immer die Papstwahl vollzogen werden, wie das heute noch geschieht. Das war ein gewaltiger Schritt zur Befestigung der römischen Hierarchie. Nun war das christliche Volk von allem Einfluß auf die Kirchenregierung ausgeschlossen. Hätte der Papst bloß geistlicher Herr sein wollen, so wäre es wohl in der Ordnung, daß der Kaiser nichts mit seiner Wahl zu schaffen hatte; aber der Papst wollte auch weltlicher Fürst sein und machte sich als solcher durch diese Einrichtung los von seiner rechtmäßigen, gottgeordneten Obrigkeit. — Um aber dem Cardinalcollegium rechte Selbständigkeit zu verschaffen, machte der Papst die Normannen in Unteritalien zu Lehensträgern der Kirche, die mit ihrem Schwert dem Papstthum dienen mußten.

Nachdem Hildebrand auch noch unter dem folgenden Papst Alexander VII. hinter den Conflissert geblieben war, trat er nach diesem, am 21. April 1073 unter dem Namen Gregor VII. auch dem Namen nach als Papst auf und suchte nun seine Gedanken von der Reinheit und Höhe der Kirche rückwärtslos durchzuführen. Nach seiner Meinung sollte aber das Papstthum ein von allen irdischen Fesseln freier, in sich gegliederter Gottesstaat sein, in welchem der Papst der irdische Stellvertreter Gottes ist. Da aber ein solcher geträumte Gottesstaat dem Worte Gottes, namentlich dem Worte des

Herrn: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, schnurstracks entgegen ist, so ist Gregors Papstthum nichts anders als das Reich des Antichrists und der Papst des Teufels Stellvertreter.

Um seinen Zweck zu erreichen, gebrauchte er alle Mittel, die er erdenken konnte und benützte mit großer Klugheit alle Gelegenheiten, die sich ihm boten. — Als Mittel zu seinem Zweck ließ er das Gebot der Ehelosigkeit aller Geistlichen ausgehen, daß er mit unumsichtlicher Strenge durchführte. Wohl verursachte dieses Gebot viele Unruhen; von Vielen wurde er, weil er eine Teufelslehre aufgebracht habe (1 Tim. 4, 1—3), als Ketzer verurtheilt, seine Gehilfen wurden oft mißhandelt und ein Mönch, der dieses Gebot vertheidigte, zum Feuertod verdammt. Gregor aber blieb unbegleitbar: die verheiratheten Priester mußten entweder ihre Ehe auflösen oder ihr Amt verlassen. Er schreckte weder zurück vor einer solchen Verfehlung der göttlichen Ordnung, noch vor den entsetzlichen Folgen, die dieses Gebot haben mußte. Er wollte dadurch die ganze Priesterschaft als ein allzeit fertiges, streitbares Heer gewinnen, das frei von weltlichen Banden und Rücksichten, dem Papst allein ergeben ist; er wollte eine Priesterschaft haben, die kein irdisches Vaterland und keine Verwandtschaft kennt als Rom und den päpstlichen Stuhl.

Seinem Zwecke sollte ferner das Verbot der Laieninvestitur dienen. Die Laieninvestitur war der damals herrschende Gebrauch, daß eine weltliche Macht (Kaiser, Fürst, Graf etc.) geistliche Ämter besetzte, weil die geistlichen Amtsträger zugleich weltliche Würden bekleideten. Die Bischöfe und Äbte z. B. waren Grafen. Das war ja freilich ein schwerer Mißstand. Hätte Gregor verboten, daß Geistliche solche weltliche Gewalt innehaben, so wäre das recht gut und heilsam gewesen. Das fiel ihm aber nicht ein; er wollte vielmehr diese weltliche Gewalt für die Kirche erhalten und die Kirche sollte allein darüber verfügen können. Zudem verbot, daß ein Geistlicher auch sein weltliches Amt aus den Händen eines Laien, und sei es der Kaiser, nehme, machte er sich mit einem Federstrich zum Herrn fast des dritten Theils aller Güter in der Christenheit, denn soviel weltliches Besitzthum war in den Händen der Geistlichkeit. Der colossalste Raub, der je verübt wurde! Es läßt sich denken, daß gerade dieses Gebot eine beständige Quelle des Streits zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt wurde.

Auch als Lehrer und Schriftsteller suchte Gregor die päpstliche Gewalt über alle irdische Gewalt zu erheben. So lehrte und schrieb er: Wie die Erde durch die Sonne, das größere Licht und durch den Mond, das kleinere Licht gelenkt wird, so ist der Papst die Sonne, der Kaiser der Mond. Kaiser und Fürsten erhalten ihre Macht nur durch den Papst, wie der Mond sein Licht von der Sonne bekommt. Geistliches und Weltliches muß vor den päpstlichen Richterstuhl kommen. Der Papst ist allein von Gott; die weltlichen Fürsten sind nur Diener der bösen Geister, über welche der Papst herrschen muß, weil er Stellvertreter Christi auf Erden ist. Welche gotteslästerliche Lehren hat doch also dieser Mensch auf Erden verbreitet!

Um diesen Gedanken den Schein zu geben, als seien sie in der Kirche schon von jeher gewesen, schämte er sich so wenig wie schon seine Vorgänger,

sich auf die sogen. pseudo-isidorischen Decretalien zu berufen. Das war nämlich eine Sammlung von Beschlüssen aller Concilien und Päpste bis auf die erste Zeit der Kirche zurück; aber zum größten Theil nicht ächte Beschlüsse, sondern ein elendes Lügengewebe, das von einem Mönch fabricirt wurde, der sich mit dem Namen des angesehenen Bischofs Isidor von Sevilla schmückte. In diesen Decretalien wird die päpstliche Macht ganz im Sinn Gregors verherrlicht und dieses Lügenbuch wurde als kirchliches Gesetzbuch, als das canonische Recht anerkannt.

Oben wurde gesagt, daß Gregor nicht bloß alle erdenklichen Mittel gebrauchte, um seine Pläne durchzuführen, sondern auch alle Gelegenheiten klug benützte. Eine solche Gelegenheit, die wie für ihn gemacht war, bot sich bald. In Deutschland war auf den vortrefflichen Kaiser Heinrich III., der das Reich auf den Gipfel seiner Macht brachte, sein sechsjähriger Sohn Heinrich IV. gefolgt. Leider wurde derselbe in seinem 12. Jahre seiner frommen und klugen Mutter Agnes durch den Bischof Hanno von Köln geraubt, der ihn sehr streng erzog, und bald darauf diesem wieder durch den Erzbischof Adalbert von Bremen, der ihm die zügelloseste Freiheit ließ und ihn zu einem „leichtfinnigen Wüstling und hochfahrenden Willkürherrscher“ machte. Als er nun selber die Regierung übernommen hatte, machte er sich die meisten Fürsten durch arge Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu Feinden und hatte häufige Kämpfe mit den Unzufriedenen zu führen, wobei er sehr oft den Kürzeren zog. Da brachte er endlich eine Klage gegen die anständigen Sachsen, seine ärgsten Feinde, beim Papste an und bat um den Beistand der Kirche. Als aber bald darauf die Sachsen von Heinrich besiegt und sehr bedrängt wurden, wandten diese sich wiederum mit Klagen an den Papst. Dadurch war Gregor nun von beiden Seiten als Schiedsrichter in einer weltlichen Angelegenheit angerufen und er hätte nicht Gregor sein müssen, wenn er nicht mit beiden Händen zugriffen hätte, diese Gelegenheit für seine Zwecke gehörig auszunutzen.

Da Heinrich sich vieler Sünden und Gewaltthaten schuldig gemacht hatte, legte ihm der Papst Kirchenbuße auf und befahl ihm bei Strafe des Bannes am 22. Februar 1076 sich in Rom vor ihm zur Verantwortung einzufinden. Das empörte Heinrich maßlos und er wies die Legaten des Papstes höhrend ab und ließ auf einer Synode zu Worms den Papst wegen unbewiesener Vergehen für abgesetzt erklären. Diesen Synodalbeschluss, dem auch mehrere italienische Bischöfe beitraten, sandte Heinrich mit einem leidenschaftlichen Begleitschreiben nach Rom. Der Papst aber berief in aller Ruhe auf den 22. Februar 1076 ein Concil nach Rom und that auf demselben Heinrich feierlich in den Bann, entband alle Christen ihres Gehorsams gegen diesen Kaiser, verbot ihm die Regierung seines Reiches und forderte die Fürsten zur Wahl eines neuen Kaisers auf. Damit war nun zum erstenmal der antichristliche Grundsatz, daß der Papst über alle Könige und Kaiser gesetzt sei und er dieselben ein- und absetzen könne, in großartigem Maßstab geltend gemacht.

Wäre Heinrich ein tugendhafter, besonnener und von seinem Volke geliebter Regent gewesen, so würde diese päpstliche Anmaßung wohl schwerlich

gesiegt haben. So aber wurde der gebannte Kaiser im Stiche gelassen. Die Fürsten erklärten ihm, wenn er sich dem Papste nicht unterwerfe, würden sie einen neuen Kaiser wählen und verlangten, daß er bis zu seiner Ausöhnung mit dem Papste die Regierung niederlege und in Speyer im Privatstande lebe. Heinrich, vom Unglück niedergebengt, ging diesen schmachvollen Vertrag ein und um nicht noch Schlimmeres zu erfahren, machte er sich heimlich im strengen Winter auf den Weg über die Alpen nach Rom, nur von seiner treuen Gemahlin Bertha, seinem dreijährigen Söhnlein und einem treuen Diener begleitet. Nach vielen Gefahren und Beschwerden kam er in Italien an, wo ihn die lombardischen Städte mit Freuden begrüßten und ihm Hilfe gegen den Papst zusagten. Aber er schlug das Anerbieten aus und ließ den Papst um Gehör bitten. Dieser traute dem Frieden doch nicht und zog sich von Rom auf das feste Schloß Canossa zurück. Mit Mühe erlangte Heinrich die Gewähr einer Unterredung mit dem Papste, mußte aber ganz allein, allen königlichen Schmuck beraubt, barfuß und im Bärherd erscheinen. In diesem Aufzug ließ ihn Gregor drei Tage lang, immer vom Morgen bis Abend in der Winterkälte im Schloßhof unter freiem Himmel stehen, während er sich hinter den Schloßfenstern schadensfroh an dem Anblick seines gedemüthigten kaiserlichen Feindes weidete. Erst am 4. Tage ließ sich der Papst bewegen, Heinrich vom Bann loszusprechen, nachdem dieser gelobt hat, daß er sich allezeit unbedingt den päpstlichen Entscheidungen fügen und seine Regierung nicht eher wieder antreten wolle, bis ihn die Fürsten aufs Neue gewählt hätten. Bei der darauffolgenden Feier des Hochamts übte Gregor seinen Uebermuth noch weiter. Er zerbrach die geweihte Hostie und genoß die eine Hälfte, indem er sprach: Du beschuldigst mich, mein Leben mit Verbrechen besetzt zu haben. Ich nehme jetzt den Leib des Herrn, damit mich Gott mit plötzlichem Tod vertilge, wenn ich schuldig bin. Darnach reichte er Heinrich die andere Hälfte und forderte ihn auf, sie gleichfalls zum Erweis seiner Unschuld zu genießen. Entsetzt wies Heinrich dieses Ansinnen zurück.

Dem Kaiser half übrigens seine Demüthigung nichts. Die deutschen Fürsten wählten mit Zustimmung des Papstes Rudolph von Schwaben zum Kaiser. Da aber Heinrich doch auch Unterstützung fand, so entbrannte darüber ein 10jähriger Bürgerkrieg, der ein schwarzes Blatt in der Geschichte Deutschlands bildet. Heinrich wurde vom Papst aufs Neue in den Bann gethan. Uebrigens zeigte Gott in dieser Zeit, wie er die Sünde heim sucht. Rudolph verlor in einer Schlacht seine rechte Hand und sein Leben. Sterbend hob er mit der Linken die abgehauene Rechte empor und sprach: „Das ist die Hand, womit ich meinem Könige Treue geschworen habe.“ Heinrich, der unter seinen Leiden von Gott geläutert und ein ganz Anderer wurde, mußte für die Sünden seiner Jugend schwer büßen, am schwersten dadurch, daß sein eigener Sohn sich gegen ihn empörte und ihn zur Abdankung zwang. Er mußte auch im Bann sterben, im Bann des Antichrists, was ihm zur Ehre gereicht. Gregor sah auch noch schlimmere Tage, er mußte aus Rom flüchten und starb in der Verbannung am 25. Mai 1085. Seine Nachfolger auf dem päpstlichen Stuhl thaten aber nicht Buße;

sondern traten sein Erbe an, entkleideten die Kirche immermehr der göttlichen Wahrheit und richteten ihre Menschenfahrungen auf, bis Christus durch den Geist seines Mundes mit seinem untrüglichen Wort, in der Reformation mit dem Antichristen zu Rom tritt und ihn überwand. V.

Aus dem Elsaß.

Eine eigenthümliche Einrichtung hat sich im Elsaß entwickelt, die so recht zeigt, wie der Liberalismus auch in das kirchliche Leben tief eindringt und alle göttliche und menschliche Ordnung über den Haufen wirft. Es ist das nämlich die sogenannte „kirchliche Freizügigkeit.“

Bis zum Jahre 1865 standen die lutherischen Gemeinden des Elsaß ziemlich abgesondert neben einander da, so daß jede sich selbst regierte, was auch für sie das Beste war. Nun gab es aber in den meisten Gemeinden ungläubige Majoritäten, welche die kirchliche Minderzahl tyrannisirten. Da nun auch noch die Pfarrer der Mehrzahl nach rationalistisch wären, so konnten die wahrhaft lutherischen Gemeindeglieder weder rechte Predigt noch rechte Sacramentsverwaltung haben. Die Zahl der bewußten Lutheraner nahm aber immer mehr zu, und damit wuchs auch das Verlangen nach lutherischer Lehre. Besonders dienten als Mittel dazu, letztere immer mehr wach zu rufen, erstlich die Missionsfeste, besonders die zu Rothembach im alten Ganauerlande und zu Bischweiler bei Straßburg, und zweitens die Verbreitung gesunder kirchlicher Schriften. Es waren die vorhandenen Gesangbücher, Katechismus, Gebetbücher u. s. w., wie an den meisten Orten, so auch im Elsaß zur Zeit des herrschenden Rationalismus schauerlich verfälscht worden, so daß man sich wundern muß, daß trotz derselben sich noch ein Fünkchen geistlichen Lebens unter dem Volke erhielt.

Als nun einige Pastoren durch Gottes Gnade und des heiligen Geistes Erleuchtung allmählich zur Erkenntniß kamen, suchten sie ihrem Volke auch gute Bücher wieder zu verschaffen. So wurden zunächst auf Privatkosten Benz's Betkammerlein, der launere Lehrbrunnen Israels und die Straßburger Kinderbibel und das Gesangbuch für Christen Ausburgischer Confession herausgegeben und vielfach verbreitet. Allmählig gelang es auch die letzteren officiell in den Gemeinden zur Einführung zu bringen. Diese Bücher haben unaussprechlichen Segen gestiftet.

Oft stundenweit gingen nun die Lutheraner zu einem treuen Prediger in die Kirche, wenn die eigenen Hirten falsche Lehrer waren. Aber zum Abendmahl durften sie natürlich nicht zugelassen werden, so lange sie noch zu ihrer alten Gemeinde gehörten. Um nun aber doch zum lutherischen Abendmahl gehen zu können, brachten sie es zuletzt dahin, daß jedem Elsaßer erlaubt wurde zum Abendmahl zu gehen, taufen zu lassen u. s. w. kurz sich seelsorgerlich bedienen zu lassen mit Ausnahme des Begräbnisses, wo er wollte, ohne daß er dadurch die kirchlichen Rechte in seiner Heimathgemeinde verlieren sollte. Diese wunderbare kirchliche Ordnung oder vielmehr Unordnung nennt man sehr bezeichnend mit einem durch und durch liberalistischen Namen „kirchliche Freizügigkeit.“ Obgleich sich nun die Elsaßer darüber zu freuen scheinen, halten wir dieselbe doch für sehr verderblich.

Sie muß ja das kirchliche Bewußtsein nothwendig zerstören. Wenn ich zu einer Gemeinde gehöre, die, wenn auch rechtlich lutherisch, doch thatsächlich unirt oder gar rationalistisch ist, so muß ich das Meinige thun, um diese schrecklichen Zustände zu beseitigen. Gelingt das nicht, so muß ich mich nach Christi Befehl trennen. Eine solche Trennung ist gar keine „Separation,“ wie man sie gehässiger Weise nennt, sondern sie ist die nothwendige Vorbedingung für die Sammlung der Gläubigen um reines Wort und Sacrament, die in Gottes Wort geboten ist.

Synodalconferenz.

Die Versammlung der evangelisch-lutherischen Synodalconferenz fand dieses Jahr in der St. Paulus-Kirche zu St. Wayne, Ind., vom 17.—23. Juli statt. Außer den stimmberechtigten Delegationen der einzelnen Synoden theilnahmen auch viele Gäste, besonders aus der an lutherischen Gemeinden so reichen Umgegend.

In fünf dreistündigen Sitzungen wurde über ein höchwichtiges Stück des göttlichen Gesetzes verhandelt. Es lagen nämlich Thesen vor über die Schwagerehe, das ist eine solche Ehe, welche ein Mann mit seiner verstorbenen Frau Schwester eingeht, und es handelte sich um die Frage, ob eine Ehe in Gottes Wort verboten sei. Wie wichtig ist doch eine klare gewisse Antwort auf diese Frage, die ja nicht bloß ein einzelnes Werk, sondern einen ganzen Stand betrifft; wie wichtig nicht bloß für den Einzelnen, der in die Ehe treten will, sondern auch für die Gemeinde und für den Prediger, die alle Sünde strafen und sich nicht fremder Sünden theilhaftig machen sollen.

Die Thesen, wie sie von der Versammlung einmüthig angenommen worden sind, lauten wie folgt:

Thesis 1.

„Die mosaïschen Eheverbote, 3. Mos. 18. und 20., sind nicht bloß ceremoniale oder politische, sondern alle Menschen im Gewissen verbindende Moralgesetze.“

Thesis 2.

Die mosaïschen Eheverbote betreffen (mit Ausnahme des 3. Mos. 18, 14. genannten Falles) nicht allein die in denselben ausdrücklich genannten, sondern alle Personen, welche mit den Genannten in einem gleichen Grade der Verwandtschaft stehen.

Thesis 3.

Die Stelle Mos. 18, 18. handelt a. entweder gar nicht von der Schwagerehe, sondern allein von der Polygamie, b. oder sie sagt nichts Bestimmtes weder über die Rechtmäßigkeit noch über die Unrechtmäßigkeit dieser Ehe aus.

Thesis 4.

Daß das Eingehen einer Ehe mit des verstorbenen Weibes Schwester von Gott verboten sei, erhellt daraus: 1. daß dieselbe durch die 3. Mos. 18, 6. vorangestellte Generalregel verboten ist; 2. daß eine Ehe in ganz demselben Gradverhältniß, nämlich mit des verstorbenen Bruders Weib, 3. Mos. 18, 16, 20, 21., ausdrücklich verboten ist; 3. daß die Ehe mit des verstorbenen Weibes Tochter, 3. Mos. 18, 17., gerade darum, weil sie des Weibes Fleisch sei, verboten ist.

Thesis 5.

Da diejenigen, welche eine Schwagerehe eingehen wollen, den obigen Beweisen gegenüber eingestehen müssen, daß ihnen ein klares Wort Gottes dafür fehlt, daß diese Ehe nicht unter die verbotenen gehöre, so sollten auch die, welche sich noch nicht davon überzeugen können, daß jene Ehe, 3. Mos. 18. u. 20. verboten sei, sich derselben doch enthalten, da, was im Zweifel gethan wird und daher nicht aus dem Glauben geht, nach Röm. 14, 23. Sünde ist.

Thesis 6.

Die Frage, ob alle wider 3. Mos. 18. u. 20. bereits eingegangenen Verbindungen nothwendig wieder aufzulösen seien, ist eine die praktische Anwendung der Lehre betreffende Frage, welche zwar von den meisten rechtgläubigen Lehrern bejaht, aber auch von ebenso unverdächtigen Lehrern verneint wird, und daher der gewissenhaftesten Erwägung bedarf.“

Nachdem aus den einzelnen Synoden berichtet worden war, was bei ihnen in Angelegenheit der Vereinigung zu Staaten synoden und der Errichtung eines gemeinsamen in ars seit letztem Jahre geschehen sei, wurde es für das Beste gehalten, für jetzt die Berathung hierüber den von den einzelnen Synoden ernannten Comiteen zu überlassen. Führen die gemeinsamen Besprechungen dieser Comiteen zu Resultaten, die es wünschenswerth machen, daß die Angelegenheit in der Synodalconferenz aufs Neue besprochen werde, so werden die Comiteen ersucht zu berichten.

Ueber die von jetzt an von der ganzen Synodalconferenz übernommene Negermission lag ein eingehender Bericht der Missionsbehörde vor. Zwei Missionare, Herr Past. Döschner und Herr Past. Berg stehen im Felde; ersterer arbeitet von New Orleans, letzterer von Little Rock, Ark. aus. An Arbeit für 10 Missionare scheint es nicht zu fehlen. Um die Liebe zu dieser Mission immer mehr zu wecken und zu stärken wurde beschlossen, ein eigenes Missionsblatt herauszugeben. Herr Past. F. Lochner in Springfield, Ill. wurde ersucht, dasselbe unter Mithilfe der Herren Past. Sapper in South St. Louis und Past. Brodmann in Watertown, Wis., zu redigieren. Das Blatt soll monatlich einmal erscheinen und zwar zu einem Preise von nur etwa 25 Cents. Zur Unterstützung der Arbeit der Missionare soll ferner außer kleinen einfachen Tractaten ein kleines Monatsblatt in englischer Sprache speciell für die Neger erscheinen. Herr Conrector Bischof in St. Wayne wurde zum Redakteur ernannt. Ferner wurde mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Mission beschlossen, mit der bereits angeordneten Herausgabe einer neuen guten Ausgabe des kleinen lutherischen Katechismus in englischer Sprache möglichst schnell voranzugehen. Herrn Prof. Loy in Columbus, D. wurde die Arbeit des Uebersetzens übertragen. Eine Committee von je zwei Gliedern jeder Synode soll die Uebersetzung prüfen und dann soll jeder Gemeinde der Synodalconferenz ein Probeabdruck zugestellt werden, um allen Gelegenheit zu geben, diese „Laienbibel“ vor ihrer Veröffentlichung zu prüfen und anzuerkennen. Eine besondere Cassé soll eröffnet werden für Gaben, zur Errichtung von Negerkirchen. Die Kir-

chen sollen den zu gründenden Pörgergemeinden erst dann als Eigenthum überlassen werden, wenn letztere die Kosten zurückerstattet haben. Die wieder in die Kasse zurückerfließenden Gelder sollen zu neuen Bauten gebraucht werden.

Die in Vorbereitung begriffenen englischen Lesebücher für die Schulen sollen noch vor der nächsten Versammlung erscheinen. Auf Antrag der mit der Herausgabe dieser Bücher beauftragten Committee wurden die Herren Prof. Jacobson von der norwegischen und Prof. Gräbner von unserer Synode dieser Committee hinzugefügt. Auch diese Bücher werden ehe sie erscheinen, im Probeabdruck den Pastoren und Lehrern zur Prüfung zugeschickt werden.

Den einzelnen Synoden wurde empfohlen, eine Aenderung der Constitution der Synodalconferenz zu erlauben, nach welcher sich die Conferenz auch nur alle 2 Jahre einmal und zwar zu irgend einer Zeit des Jahres versammeln kann. Bis jetzt muß sie jedes Jahr im Juli ihre Sitzungen halten.

Im Interesse der Emigrantenmission wurde bei Gelegenheit dieser Versammlung eine besondere Predigt in der Kirche des Herrn Past. Stubnagj in Ft. Wayne gehalten.

Nächstes Jahr versammelt sich die Synodalconferenz in Columbus, Ohio, am 3. Mittwoch im Juli. B.

Beschlüsse und Instruktionen der ehrw. Synodalconferenz, betreffend die Herausgabe des kleinen Katechismus Lutheri in englischer Sprache.

1. Beschlossen, daß eine Committee, bestehend aus je zwei Personen aus jeder zur Synodalconferenz gehörigen Synode bestimmt werde, der der Text des englischen Katechismus vorgelegt werden soll. Es soll nicht eher mit der Herausgabe dieses Katechismus vorangegangen werden, als bis diese Committee denselben geprüft und gebilligt hat. Diese Arbeit soll aber nach Verlauf von drei Monaten (Ende October) unter die Presse kommen. Ein Redakteur, der nicht Mitglied der Committee sein darf, soll die Uebersetzung liefern und der Committee seine Arbeit zur Prüfung vorlegen.

2. Beschlossen, daß jede Delegation zur diesjährigen Synodalconferenz aus der Mitte ihrer respectiven Synode ihre Repräsentanten in dieser Committee wählen soll. Diese Wahl hatte folgenden Ergebniß:

- Aus der ehrw. Synode von Illinois u. a. St.: P. G. Mochel und ein Mitglied seiner Gemeinde.
 - Aus der ehrw. Synode von Minnesota u. a. St.: P. W. Streißguth und Herr N. Paav.
 - Aus der ehrw. Synode von Missouri u. a. St.: P. R. Lange und Herr Lehrer Albach.
 - Aus der ehrw. Norwegisch-Luth. Synode: Prof. F. A. Schmidt und Jakobsen.
 - Aus der ehrw. Synode von Ohio u. a. St.: Prof. F. W. Lehmann und J. Spielmann.
 - Aus der ehrw. Synode von Wisconsin u. a. St.: P. Adelberg und Prof. A. Gräbner.
3. Als Ausschuß dieser Committee wurden von der Synodalconferenz erwählt: P. R. Lange und die Prof. F. A. Schmidt und F. W. Lehmann.

4. Zum Redakteur der zu liefernden Uebersetzung wurde Prof. M. Loy ernannt.

5. Den so Erwählten wurde folgende Instruktion ertheilt.

Instruktion für die Committee behufs Herstellung eines englischen Katechismus.

- a) Die Committee soll sich ernstlich bestreben, eine solche Uebersetzung herzustellen, die den genauen Sinn des Originals so wörtlich als möglich, jedoch in gutem leichtverständlichem und fließendem Englisch wiedergibt.
- b) Jedes Committeemitglied soll sich möglichst gründlich mit den schon vorhandenen Uebersetzungen des Katechismus sowie überhaupt mit den verschiedenen Möglichkeiten in der Wahl des Ausdrucks bekannt machen und Notizen darüber sammeln.
- c) Der Hauptredakteur soll eine selbstständige Uebersetzung ausarbeiten und sobald er sie vollendet hat, dieselbe sämmtlichen Mitgliedern der Committee entweder in Abschrift oder in Abdruck im „Lutheran Standard“ zusenden, sowie in einem Begleitschreiben auf etwaige zweifelhafte oder besonders wichtige und schwierige Punkte aufmerksam machen.
- d) Jedes Mitglied der Committee soll nach sorgfältiger Prüfung dieser Uebersetzung seine etwaige Ausstellungen oder Verbesserungen innerhalb zweier Wochen an den Hauptredakteur einsenden mit Angabe der Gründe für und wider die eine oder andere Ausdrucksweise.
- e) Sollten sämmtliche Committeemitglieder nichts Wesentliches gegen die vom Redakteur angefertigte Uebersetzung einzuwenden haben, so soll letzterer sofort einen Probeabdruck der Uebersetzung besorgen und an sämmtliche Pastoren der Synodalconferenz ein Exemplar absenden.
- f) Sollte jedoch, wenn auch nur seitens eines einzigen Mitgliedes der Committee, Protest gegen sofortigen Probeabdruck der Uebersetzung erhoben werden, so soll der ernannte Ausschuß der Committee zusammenkommen und erst nach einstimmigem Urtheil dieses Ausschusses ein Probeabdruck besorgt werden.
- g) Alle Kritiken, welche über den Probeabdruck innerhalb eines Monats einlaufen, soll der Ausschuß oder wenn es der Hauptredakteur für rathsam erachtet, die vollständige Committee besprechen und jedem Gliede der Synodalconferenz es freistellen an dieser Besprechung persönlich theilzunehmen.
- h) Die nach möglichster Einigung der Committeemitglieder approbirte Uebersetzung soll als officieel recipirte Uebersetzung der Synodalconferenz gelten und den einzelnen Synoden innerhalb derselben bei etwaiger Herausgabe von Katechismen und Katechismusausslegungen zu geneigter Annahme dringend empfohlen sein.

C. A. Frank Secr. p. t.

Gottes Schutz.

Als Kaiser Karl V. Halle besetzt hatte, erhielt Dr. Justus Jonas einen spanischen Hauptmann in's Quartier, welcher den Befehl hatte, ihn heimlich zu ermorden, damit man diese Säule der lutheri-

schen Kirche fortschaffe. Als nun Jonas diesem Hauptmann freundlich entgegenkam, sagte dieser zu ihm: „Herr Doctor, ich kann euch nicht bergen, daß ich Befehl habe, euch umzubringen; ich sehe aber, daß ihr ein so ehrlicher, frommer Mann seid, daß ich euch unmöglich etwas zu Leide thun kann.“

Kirchliche Chronik.

Die Brüdergemeine zählt zur Zeit auf dem Festlande von Europa in 24 Gemeinden nicht mehr als 7493 Glieder incl. Kinder. Die größte Gemeinde ist in Herrnhut mit 895 Seelen. Die am 29. Mai d. J. daselbst eröffnete Synode der deutschen Unitätsprovinz beschloß unter anderem: „Es soll in unseren Gemeinden nicht geduldet werden, daß jemand etwas gegen die heilige Schrift und speciell gegen die in § 87 des Synodal-Erlasses dargelegten Bekenntnisse, welche wir nach unserem Verständniß als den Hauptinhalt der Heiligen Schrift ansehen, lehre und predige.“ Die erwähnten Bekenntnisse sind die drei allgemeinen Symbole und die Augsbургische Confession. Wollte Gott, daß zunächst auch in Deutschland diese Beschlüsse auch ausgeführt würden und sodann, daß die hiesigen Herrnhuter sich auch von der Schwärmerei reinigten und sich rückhaltslos zur Augsburgischen Confession bekennen, dann wollten wir trotz abweichender Verfassung und Ceremonien gerne in ihnen unsere Glaubensbrüder erkennen. Wie aber die Sache jetzt liegt, so steht das schöne Bekenntniß bloß auf dem Papier, während jene Gemeinschaft in Wahrheit durch und durch pietistisch-unionistisch, ja hier in Amerika größtentheils der reinen Schwärmerei anheimgefallen ist. E.

Daß in gegenwärtiger Zeit die Zahl der Selbstmorde in erschrecklicher Weise überhandnimmt, erfahren unsere Leser zur Genüge aus den politischen Zeitungen. Wie aber durch die Häufung dieses Verbrechens schon das sittliche Gefühl unseres Volks abgestumpft ist, zeigt folgender Vorfall. Der Barbier Burleigh in Capron, Ill., machte durch große Anschlagzettel bekannt, daß er am 23. Juli einen Vortrag über Selbstmord halten und sich dann zum Schluß vor dem Publikum erschießen werde. Das Eintrittsgeld betrug einen Dollar für die Person. Die Halle war gefüllt, und alles geschah nach dem Programm. Als der Vortrag zu Ende war, jagte der Redner sich eine Kugel durch den Kopf, ohne daß jemand versucht hätte ihn an diesem verbrecherischen Unternehmen zu hindern. Der Ertrag der Vorlesung wurde verwandt, um die Begräbniskosten zu decken. So geschehen im Jahre 1878 in einem angeblich christlichen Lande. E.

In der preussischen Landeskirche scheint auch eine rückläufige Bewegung eingetreten zu sein. Denn während die Borsynode noch ganz überwiegend liberal war und der Protestanteneverein auf derselben das große Wort führte, so sind die Wahlen für die erste Landessynode der bedeutenden Mehrzahl nach auf gläubige Männer gefallen. Die landeskirchlichen Lutheraner haben etwa 55 Abgeordnete, die positiv Uniten 45, die Vermittlungsmänner 39 und die Protestantenvereiner

nur 9 und diese sämmtlich aus der Provinz Preußen. Das Beste bei der Sache ist noch, daß diese Wandlung nicht durch Einflüsse von Oben zu erklären ist, denn Herr Falk führt noch immer das Kirchenregiment. Unter dem schweren Druck der Zeiten lernen auch die deutschen Christen mehr und mehr um Hilfe wo anders hinzublicken als auf Fürsten, und das ist nothwendig, wenn ihnen geholfen werden soll. Wir unsererseits erwarten natürlich von den Beschlüssen der bevorstehenden Generalsynode wenig gutes, und wenn sie etwas gutes beschlösse, so würde es die Regierung nicht bestätigen. Dennoch bleibt der Ausfall der Wahlen und die damit verbundene Demüthigung der Protestantenvereiner immerhin etwas erfreuliches.

E.

Ueber die Confirmation des Dr. Storrs in Brooklyn entnehmen wir der Zeitschrift folgende Mittheilung:

„Er fühlt, es sollte dem Kinde in reiferen Jahren das wichtig gemacht und nahe gebracht werden, was bei seiner Taufe geschehen ist. Anstatt daß er aber demselben den nöthigen Unterricht ertheilt und es dann durch Einsegnung und Handschlag in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufnimmt, gibt er seinen Confirmanden einen Kuß und verehrt ihnen einen Blumenstrauß zum Andenken an ihre Taufe. Viele Presbyterianer, welche die Confirmation als ein Ueberbleibsel des Papstthums abgeschafft haben wollen, rühmen nun dieses Verfahren als allerliebste.“

Wir möchten nun zunächst bemerken, daß man sich doch lutherischerseits hüten sollte zu sagen, daß die Kinder „durch Einsegnung und Handschlag in die Gemeinschaft der christlichen Kirche aufgenommen werden.“ Denn geschieht das nicht durch die Taufe, wozu nützt sie denn? Es ist doch sehr zu beklagen, wenn die Christen in so wichtigen Lehren immer wieder die alten Irrthümer gelehrt werden. Sodann möchten wir hier auf die Inconsequenz der Puritaner aufmerksam machen. Die alten ehrwürdigen Kirchengebräuche verachten sie und dann erfinden sie neue — Lächerlichkeiten.

E.

Der „Friedensbote“ aus Elßaß-Lothringen schreibt in einem Artikel, der die Ueberschrift führt: „Wie fortwährender Mangel an Sömien-schein dem schädlichen Ungeziefer Vorschub leistet und was daraus für die Christenheit zu lernen ist?“ unter anderm Folgendes:

„Wir müssen umkehren zu den ewigen, festen Wahrheiten des geoffenbarten Wortes, ohne die kein Volksleben gedeihen kann! Wir wollen unsere christliche Religion nicht nach Menschengedanken, die heute kommen und morgen umgestoßen werden, einrichten, sondern wollen uns halten an das Evangelium unsers Gottes! Wir wollen bleiben und immer mehr werden, was wir sind, ein christliches, evangelisches Volk, wie unsere Väter gewesen sind! Fort mit den liberalen Blättern, welche uns täglich das Heiligste verklästern und das Volk zweifeln lehren mit süßen Schmeichelnworten ihres närrischen Gefühls, oder ihrer kränkelnden Zweifelsucht und es so religiös und sittlich ruiniren, um es dann allen Windbeuteln und Verführern zu überlassen, allen Raubbögeln, die ihm seinen kindlichen Schriftglauben rauben und, wenn es leichtsinnig, blind und

stumpf geworden, es vollends um allen geistlichen und leiblichen Wohlstand bringen! O lutherisches Kirchenvolk, besinne dich auf dich selbst und auf deinen Gott! Kehre zurück aus dem Taumel, in welchen dich deine liberalen Schmeichler gebracht haben, zurück zu deiner Geschichte, zu deinem Tauf- und Bundsgott, zu deinem Evangelium, das deine Väter unter Druck und Verfolgung bekant und das sie und dich erst zu einem Volk gemacht hat!“ — Gewiß ein schönes Zeugniß! Was nützt es aber, daß man das „lutherische Kirchenvolk“ zur Besinnung ruft, so lange die lutherischen Pfarrer zusehen, daß es in die Hände der „liberalen Schmeichler“ fällt, die es in den „Taumel“ bringen? Und das thun sie, denn sie sind mit ihnen in einer Gemeinschaft. Jeder Pfarrer kann gefast sein, daß nach seinem Weggehen aus der Gemeinde einer der „Raubbögel“ kommt, der den „kindlichen Schriftglauben“ wieder raubt. Es ist in der That unbegreiflich, wie wirklich lutherische Pfarrer noch in solcher Gesellschaft bleiben können. Gilt ihnen das Schriftwort, 2. Cor. 6, 14, nicht auch?

Ph. H.

Es ist eine alte, aber schlechte Ausflucht, daß das Kirchengehen noch keinen Christen mache. Zu Rom war ein gelehrter Redner Namens Victorinus. Der raunte dem alten frommen Simplicianus in's Ohr: „Sei gewiß, ich bin der eurige, ich werde noch als Christ sterben.“ Da sprach Simplicianus: „Ich glaube es nicht, ich sehe dich denn in unserer Kirche.“ Darauf lächelte Victorinus und sagte: „Höre ich recht? So machen eure Kirchwände einen Christen? Er wollte es nämlich mit seinen vornehmen großen Freunden in der Heidenenschaft nicht gerne verderben.“ Simplicianus erwiderte: „Das wohl nicht, aber der Herr Jesus spricht: Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ Da schlug der Redner in sich, kam bald darauf unversehens zu Simplicianus, bat, er wolle ihn mitnehmen und bekannte seinen Namen vor der ganzen Gemeinde.

Zur Nachricht.

Da Herr Professor A. Hönecke durch Krankheit wahrscheinlich auf längere Zeit verhindert sein wird, an unserem Seminar thätig zu sein, so sah sich der Verwaltungsrath unserer Anstalten genöthigt, für die Professur anderweitig zu sorgen. Nach reiflicher Ueberlegung glaubte der Verwaltungsrath hierin nicht besser helfen zu können, als Herrn Professor Gräbner in Watertown als theol. Professor aus Seminar in Milwaukee zu berufen. Es hat seine Wahl unter dem heutigen Datum stattgefunden und wird hiermit einem im vorigen Jahre gefasteten Synodalbeschlusse gemäß den Pastoren und Gemeinden unseres Synodalverbandes zur Kenntniß gebracht.

Milwaukee, Aug. 14. 1878.

Johannes Bading, Präses.

Einführung.

Am Pfingstmontage wurde Herr Pastor W. Bomhof in der Dreieinigkeits-Gemeinde zu Sibley, Minn. im Auftrage des Herrn Präses Ruhn von dem Unterzeichneten in sein Amt eingeführt. — Der Herr gneue Hirt und Heerde. L. Emmel.

Die Adresse des l. Bruders ist:
Rev. W. Bomhof,
Kelfo, Sibley Co., Minn.

Missionsfest.

Am 4. Sonntag nach Trinitatis feierten die Gemeinde des Herrn Pastor Hagedorn aus Forest und die Gemeinde des Unterzeichneten ihr diesjähriges Missionsfest in Forest. Festprediger waren die Pastoren Ph. Köhler, J. Petri und D. Hoyer. Zwei Drittel der Collecte, die \$53.14 betrug, wurden für unsere Anstalt in Watertown und ein Drittel für die Negermission bestimmt. Zur Verschönerung des Festes trug der Gesangverein der Gemeinde aus Fond du Lac viel bei.

Ph. Hölzel.

Conferenz-Anzeige.

Die allgemeine Pastoral-Conferenz von Minnesota hält ihre nächsten regelmäßigen Sitzungen vom 5. bis 10. September a. e. in der Dreieinigkeits-Gemeinde des Herrn Pastor D. Spehr in St. Paul, Minn.

N. B. Nur die Brüder, welche nicht kommen können, sind gebeten, sich beim Pastor loci zu melden.

J. Krüger,
d. J. Secretär.

Conferenz-Anzeige.

Der dritte District der gemischten Pastoral-Conferenz von Minnesota versammelt sich vom 6. bis 8. August l. J. in Mankato, Minn.

H. Sippel.

Conferenz-Anzeige.

Die Mississippiconf. versammelt sich D. v. am 3. Sept. in Winona, Minn.

Ph. v. Rohr.

Conferenz-Anzeige.

Die Central-Conferenz hält ihre nächsten Sitzungen, so Gott will, am 20. und 21. August in Jefferson.

A. F. Siegler.

Conferenz-Anzeige.

Die Central-Conferenz hält ihre Sitzungen, so Gott will, am 20. und 21. August in Jefferson.

A. F. Siegler.

Quittungen.

Für die Anstalt: Past. Gausewitz \$10. — durch Past. Jäkel, vom Jungfrauen-Verein der Gnaden Gem. \$34.25.

Für das Seminar: Past. Domidat persönlicher Beitrag \$25. — Past. Bollmar, Dankopfer \$1. — durch Past. Bading von Spieker und Sohn \$1. — durch Past. Conrad, auf der Hochzeit von Carl Runge gesammelt \$4.11; auf der Hochzeit von G. Stargardt gesammelt \$1.82.

Für die Bancasse: Past. Wübben, Theil der Missionsfest-Collecte von Mosel, Centerville und Herman \$23.79 —

Für die Neger-Mission: Past. Wübben, Theil der Missionsfest-Collecte \$10.

Für Heiden-Mission: Past. Gausewitz \$2. N. Adelberg.

Für das Gemeindeblatt: Die Herren: L. Meyer, XIV, \$1.66, Kleinhaus XIII, \$20.00, Fr. Lübbe, XIII, XIV, \$2.10, Fr. Runge, XIII, XIV, \$2.10, A. Paar, XII, XIII, \$2.96.

Th. Jäkel

Für die Anstalt. Von Frau Galaski in Beyers Settlement, Dunn Co. Wis., ein Schinken. F. W. Rohr.